

Wolfgang Günter Lerch

*Der Medschnun
aus dem Odenwald*

Ein deutsch-türkischer Roman



Wolfgang Günter Lerch
Der Medschnun aus dem Odenwald

Wolfgang Günter Lerch

Der Medschnun
aus dem Odenwald

Ein deutsch-türkischer Roman

EDITION
Noack  Block

Umschlagabbildung unter Verwendung des Bildes *Türkischer Tee*
© kaemte/pixelio.de

ISBN 978-3-86813-021-8

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH, Berlin 2014
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig
Printed in Germany
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
www.noack-block.de

Für Zülfü Livaneli, in Verehrung

„Der Weltstoff ist fügsam und bildungsfähig, und die ihn beherrschende Vernunft hat in sich keinen Grund zum Bösen.“

(Marc Aurel, Selbstbetrachtungen)

Wie alles anfang

Kurz vor dem Ende der Vorlesung beschloss Felix Gesell, die zweite Lehrveranstaltung dieses Tages nicht mehr zu besuchen und zu den Eltern zu fahren. Er hatte genug für diese Woche. Zwar bewunderte, ja verehrte er den am Katheder Vortragenden durchaus – wenngleich auf eine moderate, der Zeit angepasste Weise, das heißt ohne jeglichen Überschwang; doch hatte ihn urplötzlich ein Gefühl der Unlust überfallen, dessen er sich kaum erwehren konnte. Auch näherte sich das Semester seinem Ende. Wie durch einen Schleier sah er Professor Wolfram Thalbach vor sich; seine kompakten, bisweilen überlangen Sätze über die Jahre genetischer Forschung, welche die Entwicklung seit der Entdeckung der Doppelhelix durch Watson und Crick darstellten, nahm er auf, als würden sie aus der Ferne zu ihm dringen. Im Übrigen hatte er das alles schon gelesen. Diese Woche, die dennoch anstrengender gewesen war als üblich, hatte ihn erschöpft. Irgendwann in absehbarer Zeit sollte er sich zur Zwischenprüfung anmelden. Doch dafür fühlte er sich wissenschaftlich noch nicht reif genug.

Er rannte förmlich aus dem Hörsaal, sah nicht nach links und nicht nach rechts. Fast hätte er das nicht mehr ganz junge, aber nicht unhübsche Fräulein Gschwendtner umgerannt, das im Fachschafts-Sekretariat der Universität arbeitete und in diesem Augenblick, einen Stapel uner-

ledigter Post in den Händen haltend, auf dem Weg in ihr Büro um die Ecke bog.

„Nicht so stürmisch, junger Mann“, hörte er sie sagen, während er schon dem Ausgang des Prachtbaus aus der Gründerzeit in der Mertonstraße entgegenstrebte. Melanie Gschwendtner, 35 Jahre alt, war, wie man hörte, Amouren mit jüngeren Männern nicht abgeneigt.

Es regnete. Die große Stadt Frankfurt schien in einer grauen Wand von Nässe zu ertrinken. Er fuhr ins Studentenwohnheim und packte seine Siebensachen zusammen. Für das Wochenende brauchte er nicht viel. So dauerte es kaum eine Viertelstunde, bis er alles beisammen hatte, was er mitnehmen wollte. Vor allem durfte er den hochglanzbewehrten, ebenso üppig ausgestatteten wie teuren Bildband über Pompeji nicht vergessen, den mitzubringen er Franziska versprochen hatte. In den Semesterferien wollten sie endlich einmal Italien erkunden, ein Land, das sie beide liebten, ohne jemals dort gewesen zu sein. Franziskas und seine Eltern hatten ihnen jedoch so sehr von Italien vorgeschwärmt, dass sie vor Kurzem den Entschluss gefasst hatten, dorthin zu fahren. Mailand, Florenz, überhaupt die Toskana, Rom, Neapel, Capri und zurück über Venedig, die traumverlorene, von Geschichte belagerte und dem Tod geweihte Schöne in der Lagune – so etwa hatten sie sich die Tour vorgestellt. *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?* Er verstaute den Band in seiner ziemlich abgewetzten Tasche, deren Stoff schon viele Länder gesehen hatte.

Die Regionalbahn nach Süden wartete im Hauptbahnhof auf Gleis zehn schon auf ungeduldige Wochenendfahrer. Die Bahnhofshalle war voll mit Menschen, die der Hast des Feierabendverkehrs Tribut zollten. Der Zug war jedoch halb leer, sodass er bequem einen guten Platz fand. Wenn es möglich war, suchte er sich immer einen Sitz in Fahrtrichtung; aus ihm unbekanntem Gründen war ihm das lieber, als in der Gegenrichtung zu sitzen. Wahrscheinlich hatte das mit Psychologie zu tun, und daher dem Gehirn.

Er kam vom Stoff der Vorlesung nicht los. Noch bevor die Bahn losfuhr, holte er den „Kandel“ aus seiner Tasche, jenes brisante Buch über die Geschichte der Hirnforschung, über die verhältnismäßig neue Wissenschaft der Neurobiologie, das ihn seit ein paar Tagen fesselte. Nicht nur die wissenschaftlichen Fakten in diesem Buch faszinierten ihn auf ihre besondere Weise, sondern auch die umfassende Bildung des Autors. Dieser Naturwissenschaftler, naturalisierter Amerikaner, der Herkunft nach jedoch jüdischer Alteuropäer aus Alt-Österreich, konnte über die Entstehung der philosophischen, künstlerischen, musikalischen Moderne ebenso kundig schreiben wie über den Beginn der Revolutionen in der Naturwissenschaft selbst am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Dazu gehörte auch die Entstehung der Neurobiologie, die untrennbar verknüpft war mit den psychologischen Forschungen und Theorien Sigmund Freuds, Alfred Adlers und Carl-Gustav Jungs, den alle immer nur „C.G.“ nannten. Bewusstsein, Unbewusstes, kollektives Unbewusstes –

der *Geist* –, das waren noch immer die großen Rätsel der Wissenschaft. Waren Geist und Seele, die der Sprachgebrauch, alten Mustern folgend, fast gleichsetzte, in jedem Fall dasselbe?

Nach zwanzig Minuten sah er aus dem Fenster. Linker Hand huschten die sanften Linien der nördlichen Odenwaldhügel silberblau an ihm vorbei. Normalerweise nahm er diese Silhouette kaum wahr, zu vertraut war sie ihm. Doch heute war es anders: Seit langer Zeit kam ihm wieder einmal der Gedanke, er fahre nach Hause. Niemals in seinem dreiundzwanzigjährigen Leben hatte er in sich Neigungen zum Aufbegehren verspürt, doch sein Geburtsort Michelstadt, eingebettet in diese eher milde Mittelgebirgslandschaft, war ihm schon als Oberschüler zu eng erschienen. Selbst einem durchaus Angepassten wie ihm ging der Lebensgang dort mit seinen programmierten Mustern auf die Nerven, sodass das Abitur für ihn eine doppelt wichtige Bedeutung erhalten hatte: einmal als Eintrittskarte zum höheren gesellschaftlichen Dasein, insbesondere jedoch als Möglichkeit, durch ein Studium und die damit verbundene Wahl eines Studienortes den engen und beengenden – so empfand er sie – Verhältnissen in Michelstadt zu entkommen.

Zu einem Schrecken war für ihn ein Satz seiner Mutter geworden, den er im Gedächtnis behalten hatte, als sei er erst gestern gefallen, und der in jenem Jahr wie ein Fallbeil auf ihn herniedergesaust war, ohne dass sie das geahnt hätte. Sie meinte es gut und dachte, gerade als Mutter, realistisch:

„Du kannst hier wohnen bleiben und jeden Tag mit der Bahn fahren. Andere tun das auch. Und außerdem ist es billiger.“

Glücklicherweise war es ihm damals gelungen, die Eltern umzustimmen. Ohne seine wahre Absicht deutlich zu machen, das heißt seine Aversionen gegen die geistige Enge kundzutun, hatte er, taktisch argumentierend, eine weit entfernt liegende Universitätsstadt als Studienort ins Spiel gebracht und noch dazu eifern für sie geworben – aus fachlich notwendigen Gründen, wie er betonte – und damit erreicht, dass er wenigstens nach Frankfurt umziehen durfte.

„Eine Wohnung können wir dir allerdings nicht bezahlen. Das ist viel zu teuer.“

Das Studentenheim hingegen war finanziell machbar gewesen.

Die Regionalbahn hatte ungefähr die Hälfte der Strecke hinter sich. In Groß-Umstadt stieg eine junge Frau in den Zug. Sie war der einzige neue Fahrgast. Er hatte sie, über den Rand des Buches hinausschielend, nur aus Zufall wahrgenommen, weil sie sich ihm gegenüber setzte. Auf den ersten Blick war zu sehen, dass sie Ausländerin war oder zumindest ausländische Wurzeln hatte. Dunkle Haare und dunkle, leicht mandelförmige Augen, der Teint fast olivenfarbig. Er tippte auf Spanien, Italien oder Griechenland, vielleicht auch die Türkei. Dass sie Portugiesin war, schien unwahrscheinlich zu sein. In Frankfurt wimmelte es von solchen Frauen und Mädchen, doch auf dem flachen Lande, so auch in Groß-Umstadt, waren sie doch

seltener. Als der Zug wieder anfuhr, ertappte er sich dabei, dass er ihr in die Augen sah, flüchtig, eher schamhaft, und augenblicklich von dem Gedanken begleitet, dass dies, erstens, nicht seine Art sei, und, zweitens, sofort missverstanden werden könnte. Er wurde rot und fühlte Wärme in sich aufsteigen.

Auch die junge Frau reagierte verlegen, blickte jedoch „zurück“. Es war ein völlig natürliches, nur den Bruchteil einer Sekunde dauerndes, doch umso verlockenderes Augenspiel, dem noch nichts Hintergründiges innewohnte.

Gleichwohl richtete er seine Augen wieder auf seine Lektüre. Nach wenigen Minuten musste er sich allerdings eingestehen, dass es mit seiner Konzentration auf den „Kandel“ nicht mehr zum Besten stand. Während die Frau die Landschaft betrachtete, wahrscheinlich ohne etwas bewusst wahrzunehmen, ertappte er sich dabei, wie er sie durch seine ungewöhnlich langen Wimpern musterte. So fiel es weniger auf. Dann klappte er den „Kandel“ zu und legte ihn auf den Sitz neben sich, wobei seine innere Stimme ihm noch zuflüsterte, er dürfe den Band nachher keinesfalls im Zug vergessen.

„Demnächst fahre ich nach Italien, Sie kommen doch ursprünglich von dort?“ sprach er sie an. „Oder sind Sie Spanierin?“

Sofort überfiel ihn der Gedanke, wie abgeschmackt das nun wieder war. Ihn fragte ja auch niemand, ob er in Michelstadt oder wo auch immer geboren worden sei.

Andererseits – wie sollte man denn auch ein Gespräch beginnen, ohne dass es abgeschmackt wirkte? War das

Wetter wirklich ein besserer Anknüpfungspunkt? Oder der Urlaub? Doch warum sprach er sie überhaupt an?

Die junge Frau wandte den Kopf nach der anderen Seite und schaute in den Waggon. Es war die schiere Verlegenheit, keine Suche nach Schutz oder Hilfe.

„Entschuldigung“, sagte er. „Ich heiße Felix. Felix Gesell.“

„Ist schon gut“, antwortete die junge Frau. „Ich komme aber nicht aus Italien, sondern aus der Türkei. Mein Name ist Semra.“

Ihr Deutsch war makellos. Und er wunderte sich, dass sie sofort ihren Namen nannte.

„Sind Sie dort geboren oder schon hier in Deutschland?“

„Schon wieder so eine blöde Frage“, schoss ihm durch den Kopf. Woher nur kam diese lästige Verlegenheit?

„Meine Familie kommt von dort. Ich bin“ – und als sie das sagte, machte sie ein schnippisches, ein wenig belustigtes Gesicht – „eine echte Odenwälderin, geboren in Bad König.“ So zu antworten, machte ihr offensichtlich Freude. Und sie tat es wahrscheinlich nicht zum ersten Mal.

„Das ist ja auch alles Schnee von gestern“, sagte Felix Gesell, sich entschuldigend und sie ehrlich anlächelnd. „Man fragt das eigentlich nicht mehr. Die Welt wächst schon lange zusammen, die Deutschen haben das nur noch nicht gemerkt. Wenigstens nicht alle. Warum nur stellt man immer diese Fragen? Warum ist das so interes-

sant zu erfahren, woher jemand kommt, der nicht blond ist und blaue Augen hat?“

Es entspann sich ein Gespräch, das Felix Gesell mit einer jungen Türkin in dieser Form nicht für möglich gehalten hätte. Nachdem er ihr mitgeteilt hatte, er studiere in Frankfurt und sei nun auf dem Weg ins vorgezogene Wochenende, erzählte sie, dass sie in Groß-Umstadt eine Fachschule besuche und nun kurz vor dem Abschluss stehe. Sie habe zwei jüngere Brüder, von denen einer gerade eine Lehre als Einzelhandelskaufmann beende, der andere hingegen eher von Gelegenheitsarbeiten und von der Familie lebe. Am liebsten hätte Felix Gesell sie gefragt, warum sie denn kein Kopftuch trage, vielmehr, ob sie es außerhalb des Hauses aus Protest abgelegt und in ihrer Tasche verstaut habe. Doch wollte er nicht schon wieder in ein Fettnäpfchen treten. Bei türkischen Frauen, das war wie der Pawlowsche Reflex, fiel einem immer das Kopftuch ein.

„Wir sind eine normale, moderne Familie“, sagte sie, als hätte sie seine Gedanken erraten. „Wir leben wie die Deutschen, arbeiten hier, interessieren uns für Sport und Politik. Auch meine Mutter trägt kein Kopftuch. Sie hat es nie getragen. Aber viele meiner Freundinnen tragen es und ich habe nichts dagegen. Manche Leute haben eine merkwürdige Vorstellung von der Türkei ... Und auch eigenartige Vorstellungen von unserem Leben ... Vorstellungen von einer unglaublichen Unterdrückung ... Dass wir jeden Tag unter der Knute unserer Patriarchen ächzen und stöhnen ... Ein einziger Horror ...“

Felix Gesell wurde wieder rot und schaute verlegen zum Fenster hinaus. Der Zug befand sich nur noch wenige Kilometer vor den Orten Bad König und Michelstadt.

„Das ist sicher richtig. Mir geht es da nicht anders und man hört andererseits so vieles ... Vor allem über die Probleme der Frauen“, sagte er ein wenig beschwichtigend. „Das wird ja wohl nicht alles *falsch* sein. Auch Türken sprechen oft darüber.“

„Ich kenne das. Ich nehme es Ihnen nicht übel. Auch gibt es Traditionen, die überlebt sind, die man verändern muss, da haben Sie schon recht. Immerhin hatten wir in der Türkei schon vor zwanzig Jahren eine Frau als Regierungschef.“

Plötzlich war ihm, als fände sie ihn sympathisch, trotz seines abgedroschenen Geschwätzes. Er schloss das aus ihrem Lächeln. Mittlerweile fuhr der Zug in dem winzigen Bahnhof von Bad König ein. Semra stand auf, hängte ihre Tasche über die rechte Schulter und verabschiedete sich. Die sanften Berge des nördlichen Odenwalds schauten freundlich durch die Zugfenster herein. Eine milde Sonne überglänzte für wenige Minuten die Hügel. Eine beinahe bukolische Stimmung lag über dem Land.

„Es war nett, Sie kennengelernt zu haben“, sagte Felix Gesell und hob die rechte Hand zu einem völlig unverbindlichen Winken. Die Türkin drehte sich noch einmal um, als sie den Wagen verließ, und winkte freundlich zurück. Zehn Minuten später stieg Felix Gesell in Michelstadt aus dem Zug.

Am Nachmittag besuchte er Franziska. Sie wohnte nur drei Straßen weiter als seine Eltern und hatte sich freigegeben, nachdem er nach dem Verlassen der Universität mit ihr telefoniert hatte.

„Gehen Sie nur, Fräulein Schmidt“, hatte ihr Chef, ein bereits grau melierter ehemaliger Schönling, der sich offensichtlich an sie heranmachen wollte, zu ihr gesagt, als sie ihn darum gebeten hatte, heute ausnahmsweise einmal früher Feierabend machen zu dürfen. Sie warf schnell ihren Mantel über und war gerade einmal zehn Minuten zu Hause, als Felix bei ihr eintraf. Bei den Eltern hatte er nur kurz „Guten Tag“ gesagt und seine fast überquellende, vom Regen durchnässte Reisetasche abgestellt.

Franziska war zwar ein Jahr jünger als Felix, wirkte jedoch reifer als er. Das konnte auch kaum anders sein angesichts der unterschiedlichen Lebenswege beider. Während Felix Gesell fast ohne existenzielle Sorgen groß geworden war und sich in seinem Unterbewusstsein dieser Zustand gewissermaßen als normal eingelagert hatte, hatte sich Franziskas Familie immer nach der Decke strecken müssen – mit allen Konsequenzen, die das für ein heranwachsendes junges Mädchen bedeutete. Vor allem hatte sie früh erfahren, dass man – wie es immer wieder aus dem Mund der Erwachsenen hieß – nichts „geschenkt“ bekam, sondern dass man sich selbst bemühen musste, um seine Ziele zu erreichen. Vorausgesetzt, man hatte welche. Franziskas Eltern, die aus Bayern zugezogen